

Erntezeit.

So sieht das Jahr wieder einmal im Zenit: Der hohe Sommer! Beinahe andächtig spricht man die Worte aus, und anders, ganz anders als sonst denkt man nach über die heiligen Mysterien des Werdens und Reisens.

Breit liegt die Sonne auf den Feldern, schwer stehen die Aehren. Es ist, als würde man noch niemals so begriffen haben wie jetzt, was das heißt: Die Erfüllung des Lebens. Gleichgültig, den Anblick oft nur ästhetisch genießend, hat man sonst über die Blumen hingeblickt. Nun sieht man darin nicht mehr bloß die herrliche Fülle der Natur, sondern man ist sich bewußt, daß das tägliche Brot gewachsen ist — das Brot für Hunderttausende. Ueber jede Aehre, die leer geblieben ist, über jede, die geknickt oder zertritten wurde, ist man betrübt. Andre aber, die sich in ihrer gesegneten Last schon dem Schnitt entgegenzuneigen scheinen, schaut man freudig an. Man hat manches gelernt in den Jahren der Entbehrung.

In der Umgebung von Wien und im Marchfelde, der unergieblichen Kornkammer der Stadt, hat der Schnitt schon begonnen. Mit dem Korn fängt es ja bekanntlich an. Dann folgt, wie man weiß, der Weizen, hierauf die Gerste und zuletzt wird der Safer zeitig. Man hat die Erntebilder sonst nur heiter gekannt, nicht nur im Liede, auch in der Wirklichkeit. „Bunt von Farben auf den Garben liegt der Kranz und das junge Volk der Schnitter fliegt zum Tanz“. . . . Zum Kränzchen ist jetzt nicht die Zeit. Kornraden und Wohnbleiben ungepflegt. Für wen sollten sich die Mädchen auch schmücken? Der Viehste ist fertig. Aber die Arbeit, die man schafft, auch für ihn und all die andern, die ihre Saat noch nicht reifen sehen dürfen, die ist ein Gruß der Treue, ob man sich nun darüber Rechenschaft gibt oder nicht. Denn hier, wo beim Einsammeln der Frucht gewissermaßen das Hohelied dieser Arbeit erklingt, hier hat man das niemals programmatisch unterschieden, was Männertätigkeit und was Frauenarbeit ist. Da hat stets jeder zugebaut wie es den Kräften entsprach, und der Bursch hat ganz selbstverständlich im Gefühl seiner größeren Kraft die schwerere Leistung getan und dem Dirndl die leichtere überlassen. Gemeinsam hat man gewirkt. Und nun, da die Männer nicht da sind, müssen es eben die Frauen auch allein meistern. Aber auch darüber wird nicht viel geredet.

Freilich, wo es sich um große Wirtschaften handelt, dort hat das Kriegsamt militärische Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt, und es ist ein merkwürdiges Bild, die Feldgrauen bei dieser Tätigkeit des Friedens zu sehen. Wie viele Dichter und Maler haben in Versen und Farben den Augenblick besungen, in dem die „blindefe Sense“ durch die Salme faßt! Uebervoll steht man halbwillkürige Buben und auch Bauernmädchen, die das geschnittene Korn zusammenraffen und den alten Leuten helfen, es zu Garben zu binden. Der alte Bauer und die Bäuerin der „Wund“, der schon längst im „Austzug“ oder in der „Ausnahme“ war und die Wirtschaft dem Sohn übergeben hatte, ist nun wieder eingesetzt worden. Und man kann es oftmals mit Staunen verfolgen, wie die milden Glieder wieder elastisch zu werden scheinen, wie der morsch gewordene Leib sich strafft — wie die Arbeit verjüngt. Die einen sitzen vor dem Haus und flechten Strohbander oder bessern Werkzeuge aus, schleifen und nageln, buzen und schmieren, die andern aber schaffen rüstig wie einst und freuen sich der Tätigkeit, die ein längst erloschenes Licht von Jugend in ihren Widen vorübergehend wieder zu entzünden scheint. Wenn er heimkommt, der Toni oder der Hiasl, der Georg oder der Sepp, dann wird er schon merken, wie gut es ist, wenn „eins noch an Battern hat, der auf sei Sach schaut“. . . Wohlgefallig blickt der Alte auch auf den Enkel, dessen Arzte bereits tüchtig zupacken gelernt hatten. Wenn er sich mit dem Sohne nicht immer verstand, der alte Mann — es tut eben oft weh, wenn man zurücktreten muß, gleichsam in den Hintergrund der Zeit und die Herrschaft dem Jüngeren gehört — auf die Enkelkinder über. Und er lebe nicht selten unmerkliche Liebe.

Die Bäuerin hat es nicht leicht, wahrhaftig nicht. Seinen Mann zur Seite und das fremde Arbeitsvolk, dessen Sprache man nicht einmal versteht und bei dem man nie recht weiß, was hinter den verschlossenen Mienen vorgeht. Daß die Teuerung und die vielen, vielen neuen Verordnungen, die Wege zur Gemeinde und zur Bezirkshauptmannschaft! Und kein Vieh im Stall und die Angst, daß man nicht rechtzeitig „einführen“ kann. Schwere Sorge kostet es, bis man endlich so weit ist, daß die Erntewagen zum Hof herankommen, mit ihrem halb erschöpften Gespann.

Gewiß, man fühlt das als Städter mehr als man es sachlich vom Grund auf erfassen kann. Aber man will begreifen, mit allen Interessen seines Wesens, und darin liegt sicherlich eine Brücke in dem Verhältnis zu Stadt und Land — über die Kriegszeit hinaus.

Es heißt, daß das Korn diesmal nicht wesentlich unter Brand und Mutterkorn gelitten hat. Die Frucht scheint gesund, und auch das Stroh ist von guter Qualität. Spurlos sind die Wochen der Dürre natürlich nicht vorübergegangen. Es hat Bandstriche gegeben, in denen umgedockt und vorzeitig Hirse und Mais gebaut werden mußten. In der Mehrzahl der Kronländer aber scheint die Ernte eine recht günstige werden zu wollen. Fast überall hat die Landwirtschaft mit Industrie, mit moderner Chemie Verständigung suchen müssen: Kunstdünger, neue Mischungen von Kraftfutter — auch die Raten haben ja davon gehört. Jene Landwirte, die ihre Wirtschaft rechtzeitig dem Fortschritte anpaßten und sich ihren Motorpflug und andre landwirtschaftliche Maschinen einschafften, die durften jetzt triumphieren. Neidvoll hat ihnen der Nachbar wohl zugeschaut, wie ihnen die Arbeit leichter vonstatten ging, und wenn nicht früher, so hat er sicherlich jetzt begriffen, daß es gut ist, sich die Ertragschancen des Fortschrittes nutzbar zu machen. Es kommt immer der Moment, der starren Konserwativismus befehrt.

Drei, vier, wohl auch fünf Wochen hat jetzt die Sense gesegnete Arbeit zu tun. Der Kornschnitt leitet sie bekanntlich nur ein. Werden unsere Speicher gefüllt sein? Der Überglücken des Volkes will von alterher in jedem Heumagen, den man erblickt, eine glückliche Vorbedeutung finden. Weit stehen die Hoffen offen, und weit tun die Herzen sich der Hoffnung und der Zuversicht auf — wir haben es ja gottlos nicht gelernt, zuversichtlich zu sein, aber es ist eine Zuversicht, die von tiefer, von unbrünstiger Sehnsucht getragen wird: Hochsommer, die Zeit der Erfüllung! Und, wenn das Jahr sich neigt, werden wir dann? Wird dann? . . .

Leise hofft man: Es wird.

H. T.